

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 38 (1982)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN

Willy Guggenheim (Hg.), JUDEN IN DER SCHWEIZ, 160 S., ill. edition Kürz, Küsnacht/
Zürich 1982, Fr. 28.—.

Im Frühjahr 1982 informierte eine hervorragend gestaltete Ausstellung im Zürcher «Helmhaus» über «Glaube, Geschichte und Gegenwart der Juden in der Schweiz». Gleichzeitig liess der Schweizerische Israelitische Gemeindebund als Veranstalter der Ausstellung das vorliegende Buch erscheinen. Der gute Erfolg beider Unternehmungen stand zum vornherein fest, da ausgewiesene Fachleute gewonnen werden konnten.

Es ist ein Gemeinplatz, dass die Gegenwart ohne die Geschichte nicht verstanden werden kann. Diese nimmt denn auch einen breiten Raum ein: Mit unübertrefflicher Souveränität stellt sie Altmeisterin Florence Guggenheim von ihren Anfängen bis 1893 im grösseren Rahmen der Schweizer Geschichte dar, während Ralph Weingarten die Jahre zwischen der Emanzipation von 1866 und dem Ende des ersten Weltkriegs mit einem gewissen Recht als «Gründerzeit» schildert. (Unter den auf S. 57 aufgezählten Institutionen hätte auch die Heilstätte «Etania» in Davos, 1918 gegründet, erwähnt werden dürfen.) Die Gründerjahre haben freilich den Juden in der Schweiz auch recht viel Ungemach gebracht; dies darzustellen war vielleicht nicht des Autors Aufgabe.

Weingartens abschliessende und Willy Guggenheims einleitende Feststellung, dass um 1920 die Strukturen des Schweizer Judentums geschaffen waren, darf ruhig nochmals wiederholt werden. Es ist weltweit anerkannt, dass kaum eine Judenheit so gut strukturiert und organisiert ist wie die Schweizerische. Wäre sie es nicht, hätte sie unmöglich die grossen und vielfältigen Aufgaben übernehmen können, die seither aus Inland und Ausland auf sie zugekommen sind. Diese Aufgaben werden aus Willy Guggenheims erstem Beitrag ersichtlich, den jeder lesen sollte, dem an der Bewältigung Schweizerischer Vergangenheit gelegen ist.

Mit der gleichen Umsicht interpretiert der selbe Autor die gegenwärtige Lage der Schweizer Juden als sozialer und gewissermassen politischer Grösse. Guggenheims historische Schulung verleiht seiner Deutung Gewicht.

Zu den beiden Karten, die das Buch umrahmen, scheint mir eine Bemerkung nötig: Während die erste Orte verzeichnet, an denen es im 14. Jahrhundert Juden gegeben hat, zeigt die zweite die geographische Verteilung der heute in aller Form registrierten jüdischen Gemeinden. Dazu muss wohl gesagt werden, dass es etliche Orte mehr gibt, an denen jetzt, 1982, Juden noch oder seit kurzem wohnen, während einige Gemeinden sich entvölkert haben. Gewiss wird man für eine neue Auflage eine aussagekräftigere Darstellungsform finden.

Etwas über die jüdische Religion gehört natürlich auch in ein solches Buch; Illustrationen können freilich das Anschauungsmaterial der Ausstellung nicht ganz ersetzen, entschädigen aber im Rahmen des Möglichen für die hier nicht wohl angehende Abstraktion und Differenzierung, die der Gegenstand sonst erfordern würde. Rabbiner Jakob Teichman entledigt sich seiner überaus schwierigen Aufgabe auf diesem knappen Raum (hätte man wirklich nicht mehr geben können?) so, dass der Leser doch einen richtigen Einblick in die verschiedenen Gebiete jüdischer religiöser Praxis bekommt und gleichzeitig eine gute Spur jüdischer Geistigkeit finden kann.

Nützlich sind die knappen Übersichten im Anhang (Chronologie, Statistiken, Literatur), sehr wertvoll die zahlreichen, hervorragenden Illustrationen, die wesentliches zu sagen haben. Bildteil und Redaktion (Doris Angst und Ralph Weingarten), wie auch die gesamte Präsentation dieses Buches, verdienen höchstes Lob.

Simon Lauer.

Moses Aberbach and Bernard Grossfeld, TARGUM ONKELOS TO GENESIS. A CRITICAL ANALYSIS TOGETHER WITH AN ENGLISH TRANSLATION OF THE TEXT (Based on A. Sperber's Edition). Ktav Publishing House (Center für Judaic Studies, University of Denver), 376 Seiten.

Unlängst ist «Die Gute Nachricht des Alten und Neuen Testaments» auf dem Büchermarkt erschienen. Bereits bevor sie vollständig vorlag, hat diese aktualisierende Übersetzung einerseits begeisterte Aufnahme, andererseits schärfste Kritik gefunden. An ihr brach erneut das Problem der Bibelübersetzung auf, das besteht, seit die Bibel in der Ursprache nicht mehr von jedermann verstanden wird. Gerade eine Übersetzung, die mehr sein will als eine bloße Wort-Umsetzung, die also notgedrungen als Übertragung auch zur Paraphrase tendiert, ist in besonderer Weise ebenso fragwürdig wie nötig. Sie ist — das zeigte sich im genannten Beispiel bereits bei den so verschiedenen Umgangssprachen und Denkbezügen der vier deutschsprachigen staatlichen Einheiten — ein Produkt der Geistesgeschichte, ein Spiegel der Gesellschaft ihrer Zeit. In der Antike wurde das Problem für die Bibel erstmals in der hellenistischen Zeit akut. So entstand einerseits für die griechisch sprechenden, hellenisierten Bibelleser die Septuaginta (LXX), für die das Übersetzungsproblem v.a. im sogenannten Aristeasbrief und seiner Legende reflektiert wird, andererseits, nachdem das Hebräische als Umgangssprache auch in Palästina dem Aramäischen gewichen war, die aramäische «Übersetzung», das «Targum», und zwar wohl zunächst das «Targum Onkelos» (TO), das aufgrund seines Alters auch für die textkritische Arbeit am Bibeltext (MT) hochinteressant ist.

Dieser textkritische Wert ist allgemein bekannt. Darüber hinaus aber ist TO, da es anders als LXX auf den innerjüdischen Gebrauch beschränkt blieb und darum auch nie von der rabbinischen Exegese aufgegeben wurde, sondern vielmehr ein relativ frühes Stadium derselben spiegelt, vor allem aber für die Bedürfnisse des nichtgelehrten palästinensischen Judentums (mutatis mutandissimis eine «Gute Nachricht» des Altertums) zusammengestellt wurde, auch wegen dieses sozusagen pastoralen Anliegens von grossem religions-soziologischem Interesse.

Da die kritische Gesamtausgabe von A. Sperber vorliegt, mag die anzuzeigende zweisprachige Ausgabe von TO zur Genesis zunächst überflüssig scheinen. Doch sind die wenigsten, die bei der Arbeit am MT den Targumtext heranziehen, in der Lage, diesen fließend und durchgängig zu lesen, wie es die englische Übersetzung nun ermöglicht. Auch fehlt den nichtjüdischen Alttestamentlern der nötige Überblick über die frühe Traditionsliteratur und ihre Methodik, der es erlauben würde, den Targumtext im einzelnen auf seine Hintergründe zu befragen und so etwas über die bloße Vermutung einer zugrundeliegenden Lesart hinaus auch deren Motivation und damit ein Stück ältester Auslegungsgeschichte zu erfassen.

Der Hauptwert dieses Bandes liegt demnach in der Einordnung in die instruktiv zitierte rabbinische Diskussion. Bei der Rezeption, die TO gefunden hat, ist es nicht verwunderlich, dass er fast durchgängig auf der Linie der Aqiba-Schule liegt. Interessant ist immer wieder die noch ungebrochene messianische Interpretation. Gerade darum mutet die im Kommentar

öfter ausgesprochene Annahme «anti-christlicher» Motive der Paraphrase z.T. fragwürdig an (z.B. schon S. 17, A. 8). Liegt hier nicht ein sekundärer Beziehungszwang vor? Die Ergänzungen zu Gen 49,10 z.B. würden doch die christologische Interpretation eher fördern als bekämpfen.

Wie dem auch sei, das Buch ermöglicht die flüssige Lektüre einer sehr alten und wichtigen Textauslegung und ist daher sehr zu begrüßen, auch wenn das «straight forward idiomatic English» (S. 15) der Übersetzung seinerseits den anfangs angesprochenen kritischen Fragen ausgesetzt ist.

I. Willi-Plein.

Robert Oberforcher, DIE FLUTPROLOGE ALS KOMPOSITIONSSCHLÜSSEL DER BIBLISCHEN URGESCHICHTE. EIN BEITRAG ZUR REDAKTIONSKRITIK. Innsbruck: Tyrolia 1981 (Innsbrucker Theologische Studien 8) 677 Seiten, ÖS 850.—/DM 118.—.

Die zwei Teile des Buches behandeln mit absichtlicher Langatmigkeit (S. 86) die «Flutprologe», d.h. Einleitungsabschnitte zur Sintfluterzählung, der Pentateuchquellen J und danach P als Schlüsselstellen der «Redaktionskritik» im Sinne des schriftstellerisch-kompositorischen Vorgehens dieser Quellen (zur Sprachregelung S. 30). Dies geschieht im Rahmen der «Grosskontextanalyse» in bewusster Abgrenzung gegen die in der Forschung heute (noch) überwiegende Exegese von Einzelperikopen bzw. kleineren literarischen Einheiten. Die Methode entspricht einem neueren literaturwissenschaftlichen Ansatz: Der Text ist «gerichtete Kommunikation», die also von vorne nach hinten gelesen werden muss. Diese Binsenweisheit muss nach Jahrhunderten unkritischen Umgangs mit der Schrift als fertigem Kanon und nach nun auch schon weit mehr als 100 Jahren historisch-kritischer Forschung, v.a. nach der durch H. Gunkel etablierten Gattungskritik, neu erarbeitet werden, obwohl sie dort, wo die biblische *Erzählung* als solche gehört oder gelesen wird — z.B. auch im Genesis-Kommentar von B. Jacob — immer Voraussetzung geblieben ist.

Bei der Untersuchung zum J-Prolog ist die Grosskontextanalyse z. T. sehr ertragreich, v.a. in bezug auf die Kain-Abschnitte (251) und deren Akzente (wichtig 262 A. 2), bedenkenswert im Ausblick auf Gen 12, am wenigsten überzeugend natürlicherweise bei den «Engelehnern». Im zweiten Teil ist sie schwächer schon allein wegen der ungeklärten Voraussetzungen (86): «Die parallele Führung dieser Untersuchung ... ist Resultat des literarkritischen Sonderfalls der Dublettenbildung». Wird hier notgedrungen im Sinne der klassischen Urkundenhypothese präjudiziert, oder ist doch — wofür manches auch der hier vorgelegten Ergebnisse spricht — an eine «Ergänzungshypothese» zu denken, d.h. arbeitete P rein für sich, kannte er J, setzte er ihn voraus oder schrieb er gar auf ihn hin? (Die Frage selbst S. 483) — Beeindruckend an der Darstellung des P-Grosskontextes ist v.a. die Analyse von Gen 5 und der Funktion von Listen oder Genealogien «im Dienst schriftstellerischer Intention und Konzeption» (644).

Eine wichtige Rolle bei der hier vorgelegten literaturwissenschaftlichen Methode spielt die Erarbeitung der «Konnotationen» der im Text verwendeten Wörter. Die «Konnotation» ist die unausgesprochen mitschwingende assoziative Nuancierung eines Wortes. Sie wird im «gerichteten Text» durch die Autor-Leser-Kommunikation aufgebaut, aber natürlich schon mit der Sprache selbst, d.h. am Anfang des Grosskontextes, eingebracht. Hier liegt die Schwachstelle der Methode. Die Ausführungen über Wz. *r*'' als «Sündenbezeichnung» (128) überzeugen nicht. Die Sünde liegt allenfalls darin, dass «der Mensch selbst darüber entscheiden «will», was für ihn als *job* zu gelten habe» (352). Noahs *hn* hat nichts mit einer

«Erwählung» (158) zu tun. Die Erforschung der Konnotationen wird auch durch theologisch überfrachtete Perspektiven behindert. Man kann nicht von «Alttestamentlichen Hamartologien» (435) sprechen. Selbstverständlich ist die «universal-kosmische» Ausweitung der Konnotation von «vernichten» (*šht*) in Gen 6-9 im AT «einmalig» — da es nur eine Sintflut gibt. Wo mit einem «Übergang vom kultisch-technischen zum ethisch-religiösen Verständnis von *tmm* (381) operiert wird, ist die Konnotation des Wortes noch nicht von innen her erfasst, sondern von aussen katalogisiert.

Sprachliche Bedenken sind auch zu den Ausführungen über den P-Prolog anzumelden. V.a. die Interpretation von Gen 6,11 als «Zustandsschilderung» befremdet. Nif'al als «Passiv» möge dahingestellt sein, aber *impf. con.* schildert gewiss keinen «Endzustand» (487). Wie P einen Zustand schildert, zeigt Gen 1,2. Damit könnte sich aber die Gesamtanalyse zu P verschieben; denn das «narrative Missverständnis» (652) ist vielleicht doch keines.

Ebenfalls bedenklich muten «Beobachtungen zur Klanggestalt» eines Satzes an, der «streng assonantisch gebaut nach dem Vokal A» sei (95), wozu doch wohl unsere Kenntnisse des historischen Lautstandes des Hebräischen nicht ausreichen. Einige seltsame Schreibfehler sind bei den hebräischen Zitaten stehengeblieben. Statt «Biblia Rabbinica» (429) sollten präzise die Targumim zitiert werden. Zum Sabbath (592) könnte man nach wie vor anders akzentuieren.

Der wissenschaftliche Optimismus des Buches ist gross (z.B. 70). Ob wirklich «die intersubjektive, wissenschaftlich-objektive Vergewisserung von Textverständnissen» (656) erreichbar ist, so sehr sie immer anzustreben ist, muss offenbleiben. Die Mehrdeutigkeit des Begriffs der «Struktur» wird auch von Verf. zwar kritisiert, aber nicht durchgängig vermieden (z.B. 621), was ihm nicht vorzuwerfen ist.

Das Buch ist eine «Auseinandersetzung mit Westermanns Konzeption der Urgeschichte als Darstellung von Grundmöglichkeiten menschlicher Verfehlungen ...». Sie ist als solche berechtigt und fördert neue Zugänge zur biblischen Erzählung, sofern man sich nicht von der starken Redundanz der Darstellung abschrecken lässt. Im Gegensatz zum Verf. hält Rez. jedoch nach These (*Westermann*) und Antithese (*Oberforcher*) eine Synthese für möglich und wünschenswert.

I. Willi-Plein.

Hendrik Jagersma, ISRAELS GESCHICHTE ZUR ALTTESTAMENTLICHEN ZEIT, Bibel-Kirche-Gemeinde, Band 17, Christliche Verlagsanstalt — Friedrich Bahn Verlag, Konstanz 1982, 319 Seiten, DM 19,80.

Dieses Taschenbuch stellt die Übersetzung des holländischen Originals durch F. Thiele dar mit einem (zu kurzen) «Anhang des Übersetzers» (S. 294ff.), in dem die Geschichte des Judentums von der hellenistischen Zeit bis in die Neuzeit zusammengefasst wird. Zeittafel und Bibelstellenregister (S. 300ff.) schliessen den Band ab, den der Brüsseler Alttestamentler nach Vorbemerkung und Einleitung in folgende Hauptabschnitte gegliedert hat: Die Erzväter (S. 30ff.); Der Aufenthalt in Ägypten und der Auszug von dort (S. 53ff.); Die Ansiedlung in Kanaan (S. 85ff.); Die Richterzeit (S. 107ff.); Das Entstehen des Königtums (S. 121ff.); David (S. 132ff.); Salomo (S. 156ff.); Die erste Jahrhunderthälfte nach Salomo (S. 173ff.); Die Zeit der Omriden (S. 185ff.); Die Dynastie Jehus (S. 199ff.); Der Konflikt mit Assur (S. 212ff.); Juda in der Übergangszeit von der assyrischen zur babylonischen Herrschaft (S. 227ff.); Aufmarsch der Babylonier (S. 237ff.); Die Zeit des Exils in Babel (S. 249ff.); Rückkehr und Wiederaufbau des Tempels (S. 264ff.); Die Zeit vom Zweiten Tempel

bis etwa 330 v. Chr. (S. 275ff.). Wer mit der Materie vertraut ist, erkennt und anerkennt die Leistung Jagersmas auch in der Übersetzung, in die die Anmerkungen des Originals unter Auslassung der Literaturangaben eingearbeitet wurden. «Wenn anhand der Übersetzung Rückfragen entstehen, muss auf das holländische Original mit den dort befindlichen Quellenangaben verwiesen werden» (S. 14). Was m.E. den Wert des Bandes mindert, sind neben einigen Druckfehlern (z.B. Makkabäerherrschaft von 164-163 v. Chr. statt 63 v. Chr. S. 293) erhebliche Mängel in Stil und vor allem Ausdruck. Dazu nur einige Beispiele: «Deuteronomisches Geschichtswerk» (S. 17 u.ö.), aber «deuteronomistisches Geschichtswerk» z.B. S. 185; statt «Verfluchungstexte» (S. 20) ist «Ächtungstexte» üblich; ein «Gentilizium» ist nicht eine «Volkseigentümlichkeit» (S. 34); die «Geschichte von Davids Aufkommen» (S. 126) wird üblicherweise als «Aufstiegsgeschichte» bezeichnet; «das Volk des Landes» wird mal mit «Volk vom Lande» (S. 237), mal mit «das Volk im Lande» wiedergegeben. Leider fehlt diesem Band u.a. die Exaktheit, die das von Johann Maier und Peter Schäfer verfasste «Kleine(s) Lexikon des Judentums» (Bibel-Kirche-Gemeinde, Band 16) auszeichnet.

H. Schmid.

Werner H. Schmidt, ALTTESTAMENTLICHER GLAUBE IN SEINER GESCHICHTE, 4., überarbeitete Auflage, Neukirchen 1982, 320 Seiten. DM 24.—.

Diese Neuauflage stellt nicht nur eine gründliche Überarbeitung, sondern auch eine Erweiterung (über Mose, Erlösung, Erwählung, Weisheit, Wort Gottes u.a.) der dritten Auflage dar. Der Verf. schreibt im «Vorwort»: «Seinem Thema nach steht das Buch zwischen einer «Religionsgeschichte» und einer «Theologie des Alten Testaments», enthält Elemente von beidem» (S. 7). M. E. ist W. H. Schmidt eine gute Synthese gelungen, weil er eben «alttestamentliche Theologie» in der israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte darstellt, in der sie ihren Sitz im Leben hat. Die Hauptabschnitte sind nach der «Fragestellung» geordnet (S. 9ff.): I. Die nomadische Vorzeit (mit Exkursen über Erlösung und das Sabbatgebot); II. Die Frühzeit nach der Landnahme (mit Exkursen über den Bund, Erwählung und Opfer); III. Die Königszeit (mit einem Exkurs über Gottes Wort) und IV. Die Spätzeit (mit einem Exkurs über den Tod und die Hoffnung gegen den Tod). S. 291ff. enthalten ein auf die einzelnen Paragraphen bezogenes Literaturverzeichnis und verschiedene Register, die das Werk zu einem praktischen Arbeitsbuch für Theologen — auch ohne Hebräischkenntnisse — machen. Für eine etwaige Neuauflage möchte ich folgende Anregungen zu bedenken geben: Blickt man auf die Religions- bzw. Theologiegeschichte des Alten Testaments aus der nachfolgenden Wirkungsgeschichte, so springen als konstitutive Grössen vor allem «Tora» und «Propheten» in die Augen, die in ihrer präkanonischen und dann kanonischen Funktion und Bedeutung zu erforschen sind. So könnten unter §14 auch die «früheren Propheten» berücksichtigt werden. Vor allem wäre zu untersuchen, auch in den Beziehungen zur «Weisheit» (§15), wieso die «Tora» zu der Konstitution auch des apokalyptischen Judentums wurde. Diese Wünsche betreffen die alttestamentliche Wissenschaft überhaupt, stellen also keine negative Kritik an dem vorliegenden sehr empfehlenswerten Band dar, der sachgemässe Ansätze zu dieser Weiterarbeit bietet.

H. Schmid.

Alex Bein, DIE JUDENFRAGE. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1980 Bd. I, 464 S.; Bd. II, 429 S. DM 60.00.

Dieses umfangreiche und weitgespannte, aber ebenso anschauliche und verständliche zweibändige Werk schlägt einen Bogen von den ersten Anfängen des jüdischen Volkes über

seine wechselvolle Geschichte bis hin zur Gründung des Staates Israel. Dabei dient Bd. II ausschliesslich dazu, erläuternde und packende Exkurse zu den jeweiligen Themen des Bd. I zu bringen, die von einem staunenswerten Wissen des Vf.'s zeugen.

A. B. geht es darum, zum «Verstehen und Verständnis anzuleiten» (S. XIV); dazu ist ein möglichst umfassender, zunächst von Nichtjuden geschaffener Ausdruck, nämlich «die Judenfrage» aufgegriffen worden. Den Versuch ihrer Lösung liess sich Nathan Birnbaum (1893) angelegen sein (S. 3), was dann in jüngster Zeit unter dem Stichwort «Endlösung der Judenfrage» (S. 3) die Ausrottung von sechs Millionen Juden durch und unter Hitler bedeutete.

Diese durch die Existenz der Juden an ihre Umwelt gestellte Frage lässt sich nicht auf einen einzigen Hauptnenner bringen (S. 7). Es soll darum auf einige wichtige Kennzeichen jüdischer Existenz hingewiesen werden.

1. *Die Juden als Minderheit*

Gegen alle Spielregeln der Völkergeschichte sind die Juden nicht in ihrer Umwelt aufgegangen (S. 29), sondern haben immer wieder durch ihre Uneinreihbarkeit Staunen, aber auch Entsetzen hervorgerufen. Das Wort Bileams über das jüdische Volk (4. Mos 23,9) zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Geschichte: «Ein Volk, das einsam wohnt und sich nicht mit anderen Völkern vermischt» (S. 63). Das Überleben dieses Volkes war von vielen Wechselfällen geprägt. Noch im Jahre 1090 wurden in Speyer ausdrücklich Schutzbestimmungen für die Juden erlassen (S. 133), bis dann sechs Jahre später der erste Kreuzzug eine entscheidende Wende zum Schlechten brachte (S. 79); die Juden sind von jetzt an nur «ansässig und heimatlos» (S. 99), d.h. nur geduldet und können jederzeit ausgewiesen werden.

Als Minderheit verfügen sie über keinen Schutz vonseiten irgendeiner Macht, die von aussen her einwirken könnte. Dazu kommt aber noch, dass sie als Gruppe dieser Art auch als fremd empfunden wurden.

2. *Die Juden als Fremdkörper*

Die ihnen schon im Altertum angelastete *amitia*, d.h. die Distanz von den Bewohnern ihres Gastlandes, lässt sie immer als Fremde erscheinen (S. 73; 213). Sie können keinerlei Boden ihr eigen nennen, sondern, wie schon gesagt, jederzeit vertrieben werden. Angebote von Fürsten anderer Länder oder auch Ausweisungen bringen die Wanderbewegungen der Juden seit dem 14. Jahrhundert in Gang (S. 103; 104) und verstärken so für die Umwelt den Eindruck ihrer Wurzellosigkeit. Dafür ist die Vorstellung vom «ewigen Juden» (S. 30) ein symbolträchtiges Bild geworden. Die Unsicherheit des Lebens der Juden hat auch dazu beigetragen, dass sie in besondere Berufszweige, wie den Geldhandel, gedrängt wurden; dabei muss festgehalten werden, dass dies vor allem auf die Macht der Umstände und nicht auf eine besondere Anlage der Juden zurückzuführen ist (S. 75). Sie mussten um ihres Überlebens willen immer Lücken im Wirtschaftsleben aufspüren (S. 77). Durch die Not wurde diese Gemeinschaft auch immer wieder zusammengehalten. Dies führt uns zu einem weiteren wichtigen Punkt.

3. *Die Juden als Volk*

«Sind die Juden wirklich nur Einzelmenschen, die sich zu einer anderen Religion bekennen als die christliche Bevölkerung, oder sind sie ein Volk für sich, wie sie es immer waren?» (S. 204). An den Toren der Neuzeit wurde den Juden der Volkscharakter abgesprochen und sie wurden nur als Einzelmenschen angesehen. Bezeichnend dafür ist der

Satz von Clermont-Tonnerre in der französischen Nationalversammlung (1791): «Man soll den Juden als Nation alles verweigern, und ihnen alles als Individuen gewähren» (S. 197). Oft stimmten die Juden selbst in diese Melodie ein, wie etwa die Notabeln, die Kaiser Napoleon (1806) folgende Auskunft gaben: «Heutzutage bilden die Juden keine Nation...» (S. 197f.).

Obwohl die Juden trotz aller Katastrophen und nach allen Verfolgungen nie auf ihr Dasein als Volk und religiöse Gemeinschaft verzichtet hatten (S. 53), ging im 19. Jahrhundert innerhalb des Judentums die begreifliche Versuchung um, auf eine Zusammengehörigkeit als Volk zu verzichten, um durch die Eingliederung in ihre Umgebung — bei Wahrung ihrer Religion — endlich zur Ruhe zu kommen. Wie sehr dabei die Ausrichtung auf Zion zu einem Symbol verdünnt wurde (S. 259), zeigte sich u.a. darin, dass Abraham Geiger auf einer Rabbinerversammlung (1845) sich äussern konnte, man solle nicht mehr um die Rückkehr nach Palästina beten, da man dies doch als hier Beheimatete gar nicht ernstlich wünsche (S. 260). «Die Forderungen der Völker und die Bestrebungen weiter Kreise der Judenheit trafen sich so in dem Bemühen, die Juden als Juden zu entnationalisieren und sie mit der nationalen und kulturellen Denkweise der Völker zu verschmelzen» (S. 251).

Gegen diesen Verzicht auf den Charakter als Volk haben sich auch im 19. Jahrhundert Stimmen erhoben, die aus verschiedenen Richtungen kamen. So hat Moses Hess im Jahre 1862 geschrieben: «Im Exil kann das Judentum nicht regeneriert, es kann ... höchstens zur Abtrünnigkeit gebracht werden» (S. 276). Ein wenig später (1893) meinte Nathan Birnbaum, der Schöpfer des Ausdrucks «Zionismus»: «Mag auch der einzelne Jude ein Vaterland haben, das jüdische Volk hat keines, und das ist sein Unglück» (S. 281). Es war die geniale Tat Theodor Herzls, durch die Einberufung des ersten Zionistenkongresses nach Basel, im Jahre 1897 (S. 294), die Bestrebungen der Juden, als Volk eine Heimat zu erhalten, auf die politische Ebene gehoben zu haben. Im Rückblick auf diesen Kongress vertraute er kurz darauf seinem Tagebuch an: «... In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig Jahren wird es jeder einsehen» (S. 295). Am 29.11.1947 beschloss die UNO den Teilungsplan Palästinas, die Grundlage für die Schaffung des Staates Israel. Doch war der Weg von Basel über Lake Success (UNO) nach Jerusalem noch weit. Wichtige Etappen auf diesem Weg waren dabei die Balfour-Erklärung im Jahre 1917 (S. 298) und das Palästina-Mandat (1922).

Dass mit der Gründung des Staates noch nicht alle Probleme gelöst wurden, dass vor allem die Versuche einer Verständigung mit den Arabern (S. 427) noch einer besseren Verwirklichung harren, weiss jedermann. Eines ist aber klar geworden, dass mit der «Verknüpfung von Volk und Land» (S. 424) neuerlich entscheidende Merkmale der jüdischen Existenz ins Licht gerückt wurden.

4. Die Juden als Religion

Innerhalb des jüdischen Volkes hat sich aufgrund von Gottes Führung durch die Geschichte und der von der Gemeinschaft durchgestandenen Katastrophen die Gewissheit durchgesetzt, «seinen Gott für mächtiger als alle anderen siegreichen Götter zu halten» (S. 34). Der Glaube an den einen Gott (S. 24) und der Widerstand gegen die Götter der Nationen hat wesentlich zum Überleben des jüdischen Volkes beigetragen. Den Juden gilt ihre Erhaltung trotz aller Not als Wunder und Beweis dafür, dass ihre Auserwähltheit weiterbesteht (S. 114). Diese Erwählung ist oft — zum Teil bewusst — als Hochmut (S. 172) missverstanden worden, während sie doch in keiner Weise ein Vorrecht, sondern immer nur der Anruf zu grösserer Pflicht im Dienste Gottes war und ist (S. 36).

Der Glaube Israels an Gott ist dabei nie vom Land Israel gelöst worden, und diese Beziehung konnte darum auch Brücken schlagen bis hin zur Bewegung der nationalen

Befreiung. Schon im Jahre 40 n. Chr. schrieb König Agrippa I. an Kaiser Gajus Caligula: «Sie (Jerusalem) ist, wie gesagt, meine Heimatstadt und die Hauptstadt nicht nur des einen Judenlandes, sondern auch der Juden in all den vielen Ländern...» (S. 19).

5. Der Antisemitismus als dauernder Schatten

Der Hass gegen die Juden ist für sie ein steter Weggefährte geblieben. Es wurde in der Christenheit in einer bösen Weise vorherrschende Meinung, die Juden seien wegen der Kreuzigung des Jesus von Nazareth — dabei war dies eine römische, von Pilatus angeordnete Hinrichtungsart — als Gottesmörder verflucht (S. 50) und deshalb zu bestrafen.

Neben anderen Theologen hat der Kirchenvater Augustin diese Verfluchung herausgestellt (S. 55; 97); diese These ist dann zur Grundlage für die soziale Entrechtung und bürgerliche Deklassierung der Juden geworden. Das tritt zum erstenmal im *Codex Theodosianus* (438) in Erscheinung; hier wird den Juden jede Stellung aberkannt, in der sie Befehlsgewalt über Christen ausüben können (S. 60). Diese rechtliche Struktur wird zum Teil bis ins 19. und 20. Jahrhundert durchgehalten.

Eine andere Komponente dieser «Verwerfung» zeigt sich darin, dass man den Juden eine angeborene «Verworfenheit» anlastet; diese Anschuldigung hat ein deutliches Gefälle zum Mord hin. Diese den Juden angeblich innewohnende Bosheit muss ja die bedrohten Nichtjuden zum Kampf herausfordern, der von vornherein als unumgänglich nötige Selbstverteidigung gerechtfertigt wird. Johann Gottlieb Fichte meinte, die Austreibung gefährlicher jüdischer Gedanken könne nur durch das Mittel erreicht werden, «ihnen in einer Nacht alle Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei» (S. 238). Herwig Hundt (1819) meinte, «das Töten eines Juden sei weder eine Sünde noch ein Verbrechen, sondern ein Polizeivergehen» und fügte hinzu, «man solle das ganze Land von diesem Ungeziefer reinigen (S. 236). Paul de Lagarde geht weiter (1887), indem er die Juden mit Trichinen gleichsetzt: «Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt, Trichinen und Bazillen werden auch nicht erzogen, sie werden so rasch und so gründlich als möglich vernichtet» (S. 237).

Kann man sich von diesem Hintergrund her wundern, dass Adolf Hitler die Juden als «das schlechthin Böse» ansah? (S. 368). Dass er schon in «*Mein Kampf*» davon sprach, man hätte «die hebräischen Volksverderber unter Giftgas setzen müssen»? (S. 317). Die Judenvernichtung als Ungeziefervertilgung, die in ihrer Kaltblütigkeit, Hemmungslosigkeit und Systematik ihre Einzigartigkeit zeigt (S. 310), ist die grauenhafte Konsequenz dieses Hasses gegen die Juden, der auch heute noch lebt und zum Teil unter anderen Deckworten, etwa dem des Antizionismus, nach dem Tod des jüdischen Volkes trachtet.

Es ist verdienstvoll, dass der Vf. den Leser so umfassend und so gründlich, aber auch so gelassen und sachlich mit der durch die Existenz der Juden gestellten Frage bekanntmacht. Wer bei der Problematik des Judentums, seiner verschiedenartigen Ausprägungen in der Geschichte, in der Diaspora und im Staat Israel mitreden will, kommt an diesem hervorragenden Werk nicht vorbei. Es ist auch eine wichtige Information über die Tiefe und Breite des Antisemitismus. Dass hier blosser Belehrung — so notwendig sie ist — nicht alles schaffen kann, dass vielmehr ein in die Tiefe des Herzens gehendes Umdenken Platz greifen muss, unterstreicht auch der Vf. Gerade dies sollten wir uns als Dank für sein Bemühen in Herz und Verstand schreiben: «Kein sachliches Argument konnte den Antisemitismus ernsthaft erschüttern... Er ist in tieferen Schichten der Volkspsyche verankert» (S. 242).

R. Pfisterer.

Peter von der Osten-Sacken, ANSTÖSSE AUS DER SCHRIFT. ARBEITEN FÜR PFARRER UND GEMEINDEN, Neukirchener Verlag 1981, 216 Seiten, DM 28.—.

Dieser Band enthält nach der Einführung «Vorträge» (S. 11ff.), «Auslegungen» (S. 152ff.) und «Ansprachen» (S. 198ff.) — alle Beiträge werden S. 214ff. nachgewiesen —, die der Verfasser mit Literaturangaben versah. Um einen Einblick zu gewähren, sei auf einige Titel hingewiesen: Jesus Christus — Ende der Tora? (S. 11ff.); Mann und Frau in Schöpfung und Neuschöpfung (S. 33ff.); Paulus und das Gesetz (S. 60ff.); Vom Nutzen des Judentums für die Kirche (S. 139ff.); Belsazars Tod (Dan 5; S. 152ff.); Unwandelbare Treue (Röm 11, 25-32; S. 192ff.); Über das Vaterunser (Mt 6,9-13; S. 198ff.); Der andere Rabbi. Statt eines Ausblicks (S. 209f.). Das Bibelstellenregister S. 211-213 ermöglicht ein Nachschlagen. Die Sprache des Verfassers ist exakt und doch allgemein verständlich.

H. Schmid.

Werner M. Th. Keuck, MARIA UND DIE BIBEL ISRAELS, mit einem Vorwort von Karl Hermann Schelkle, Kanisius Verlag Freiburg/Schweiz (Auslieferung nach Deutschland über Kanisiuswerk, Blarerstr. 18, 7750 Konstanz), 1978, 114 S., DM 12.80.

Um es im Bild zu sagen: Die hohe und kräftige Mauer, die jahrhundertlang zwischen Christen und Juden stand bzw. steht, weist einige Löcher auf, durch die ein Austausch hin- und herübergang und die einen verstehenden Blick zur anderen Seite ermöglichten. Katholischerseits darf man einen solchen verstehenden Blick auf Jüdisches und Judentum in einer gereiften Marienverehrung sehen, welche verhalten, aber doch wahrnehmbar der jüdischen Kontur der biblischen Frauengestalt Mariens nachging. Dieser fast esoterische Strang christlicher Frömmigkeitsgeschichte bringt sich in Form eines kleinen Büchleins in Erinnerung, das der emeritierte Professor für Homiletik der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn, Werner Keuck, vorlegt: «Maria und die Bibel Israels». Keuck zeigt in seinem rundum sympathischen Bändchen sachliche Gesichtspunkte eines bibelorientierten Marienverständnisses auf, indem er die Bibel Israels in einer «relecture» von Maria her abhört und so Maria nach dem Bild der «Stillen» im Lande, der Armen zeichnet. Damit füllt er die Offenheit, die durch die zahlenmäßig eher geringen Aussagen des Neuen Testaments über Maria/Mirjam der nachvollziehenden Deutung gewährt ist.

Das Ergebnis ist ein dreifach gereiftes Marienverständnis: 1. Keucks Sicht der Gestalt und des Lebens von Jesu Mutter ist historisch und exegetisch verantwortet, weil es nach den Voraussetzungen im religiösen Leben Israels fragt, die das Maria widerfahrene und von ihr getragene Wort und Geschehen erst verstehbar machen. Seine Anschaulichkeit bedarf nicht mehr bibel- oder geschichtsfremder Legenden. 2. Keucks Lob Mariens ist Lob Israels. Der dunkle antijüdische Schatten der Christentumsgeschichte hat — wie eingangs angedeutet — das «ökumenische» Licht einer guten Marienverehrung nie ganz verdunkeln können. Hier strahlt dieses Licht kräftig auf. 3. Die breit zum Tragen kommende biblische Verkündigung macht das Bändchen zu einem verkündigenden Buch, das zum Nach-Sinnen einlädt. Die historische Sachlichkeit geht ebenso wenig wie der ökumenische Geist zu Lasten der Frömmigkeit. Vielmehr sind sie ihr wesentliche Hilfen für alle Christen, denen eine biblisch und ökumenisch verantwortete Marienverehrung am Herzen liegt. Darüber hinaus ist es eine Brücke des Verstehens besonders für solche Christen, die sich mit der unmittelbaren Begegnung mit Juden und Judentum schwer tun und der werbenden Zugänge von eigener Frömmigkeitstradition her bedürfen.

H. H. Henrix.